Un des nôtres n'est plus...

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **51 (1943)**

Heft 35

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-548360

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

und Träumereien ausgetauscht, die Landschaft betrachtet oder der Flug eines Sperbers sehnsüchtig verfolgt.

Aber die Gespräche und Betrachtungen hören manchmal plötzlich auf, wenn sich ein Kurier dem Kommando nähert. Was bringt er mit? Die Nachricht geht von Rollwagen zu Rollwagen. Und während die Schaufeln und Pickeln wieder erfasst werden, lassen Vorfreude und Hoffnung die Arbeit leichter erscheinen. Ein Brief..., vielleicht ein Paket... von zuhause!

*

Schreie und Geschirrklirren leiten jede Suppenverteilung ein. Die Schlange der Fassenden formt sich aber in weiser und erfahrener Disziplin. Plötzliche Stille, eine fast ernste Stille: die Suppe wird geschöpft! Der erste geht vorbei, den Blick auf die Gamelle gerichtet, sorgfältig darauf bedacht, keinen Tropfen zu vergiessen. Er wird gefragt: «Wieviele Kellen heute?»

«Vier, und sie ist dick».

«Fein! Ist Kümmel drin?»

«Ja, aber nicht viel.»

«Gleichgültig, ich habe genug vom Kümmel.»

«Er ist gesund, mein Alter.»

Darauf wird über den Wert des Kümmels diskutiert, indem sich jeder irgendwo hinsetzt: auf den Tisch, auf den Bettrand, auf eine Bank, um die Suppe so richtig zu kauen nach Fletscherscher Art. Die Essgeräusche unterbrechen die Stille. Aber nicht für lange Zeit. Ein Rest Suppe ist im grossen Kessel geblieben. Eine zweite Schlange bildet sich. Wie viele Kellen wird es reichen? Eine... zwei... vielleicht sogar drei!

Eine Stunde später stossen Pickel und Schaufeln wieder ins Erdreich und Rollwagen nach Rollwagen wird abgeschoben. So geht die Arbeit weiter bis zur Abendsuppe.

*

Das Kartoffelschälen kennt jedermann. Aber im «Kommando» handelt es sich darum, hauchdünne Schalen wegzuschneiden; das ist der Unterschied. Niemand hat diese Sparmassnahme befohlen, sie wurde in einem stummen Uebereinkommen vorgenommen, sozusagen aus Instinkt.

Monotone Arbeit, die aber doch Spezialisten formt: solche, die Spiralen schälen, und solche, die Geschwindigkeit mit tadelloser Arbeit vereinen können. Gewöhnlich herrscht während dieser Arbeit Schweigen, das nur hie und da durch kurze, wohlüberlegte und durchdachte Worte unterbrochen wird, plötzliche geniale Erleuchtung oder Früchte eines arbeitenden Unterbewusstseins. Kurz: eine nützliche und produktive Ruhepause.

*

Der Organisation des Gefangenenlagers ferne muss sich die verhältnismässig kleine Arbeitsgruppe intern wieder neu organisieren. Eine Gesellschaftsordnung muss neu aufgestellt werden, deren Lebendigkeit ganz von den einzelnen Fähigkeiten der Gruppenangehörigen abhängt. Männer mit besonderem Können finden in der Gemeinschaft begeisterte Aufnahme: Schriftsteller, Coiffeure, Köche, oft geniale Bastler, Musiker, Zeichner, Geschichtenerzähler. Jeder strengt sich an, der Gemeinschaft irgendwie nützlich zu sein mit einer fast rührenden Besorgtheit, nicht als Schmarotzer gelten zu müssen.

*

Jeder Soldat muss irgendwie die Nähnadel führen können. Aber der Kriegsgefangene erreicht darin eine wahre Genialität. Das Flickmaterial steht zur Verfügung: Faden und Nadeln liegen in den Paketen von zuhause, die Stoffresten zum Flicken, die aus den noch guten Teilen unbrauchbar gewordener Uniformen bestehen, können gefasst werden.

Sobald der Gefangene das Material zusammengetragen hat, zieht er sich in einen stillen Winkel zurück, um seine Flickarbeit so genau wie möglich auszuführen. Schere und Nadel werden mit Gebärden geführt, die von Woche zu Woche virtuoser werden. Aermelpatten, neue Taschen, Knopflöcher, unsichtbare Flicke, Kunststopfen bedeuten keine Probleme mehr. Natürlich sind auch gelernte Schneider gefangen worden; die werden aber nicht auf Kommando geschickt, sondern bleiben in den Lagern. Im Kommando ist, wie nirgends sonst, jeder Kriegsgefangene auf sein eigenes Können angewiesen. Und im allgemeinen weiss er sich sehr gut zu helfen.

*

Im Gefangenenlager sind die hygienischen Massnahmen streng geregelt. Die Haare sind so kurz wie möglich geschnitten, und die Kleider werden regelmässig desinfiziert. Nicht so im Kommando. Die Haare wachsen in aller Ruhe, und sie werden mit Sorgfalt und Liebe gepflegt, in hübsche Form gelegt und von einem Gefangenen, der sich als Coiffeur entpuppt, jeweilen am Sonntagmorgen kunstvoll gestutzt und der Nacken ausgeputzt.

Der Sonntag dient nicht nur zur Pflege des Haares, der Wäsche und dem Flicken, sondern erlaubt auch, sich im Spiel, beim Lesen eines Buches oder beim Musizieren von den Mühen des Alltags zu erholen. Zwischen einer Flickarbeit und einem Fussbad empfängt man einen Besuch aus einer andern Gruppe: «Une belotte?»

«Gut. Hole die Karten; ich bin sofort fertig.»

Eine Tischecke, ein Spiel Karten, ein Notizblock, und bald ist alles in der Hitze des Spiels vergessen. Das Ende des Spiels hängt selten von den Spielern selbst ab; es wird unterbrochen, weil das Wasser kocht, oder ein Paket ankommt oder ganz einfach, weil es Zeit geworden ist, die Suppe zu fassen.

*

Am Sonntag wird auch der Brief nach Hause geschrieben. Genau 25 Zeilen. Keine mehr und natürlich auch keine weniger. Der Brief verlangt grosse Ueberlegung und Konzentration. Jeder Satz wird abgewogen, jedes Wort geprüft. Mütter und Frauen könnten einen Sinn hineinlegen, den sie nicht beabsichtigt haben. Sie kennen dieses Zwischen-den-Zeilen-lesen. Wie oft haben sie selbst nach Empfang eines Briefes tagelang zwischen den geschriebenen Worten nach ungeschriebenen Zärtlichkeiten gesucht und auch gefunden.

Ist der Brief geschrieben, wird er durchgelesen, ein besonders hübscher Satz lächelnd anerkannt, dann nochmals gelesen und in gehobener Stimmung, wie nach einem grossen Werk, zum Versand abgegeben.

*

Die abendlichen Gespräche berühren fast alle die gleichen Themen: die Heimkehr, der Empfang in der Familie, das Wachsen der Kinder, die Zukunft. Oder Erinnerungen an früher, an «vor dem Krieg», die Wärme des eigenen Heims: Mutter, Frau, Kinder, die Lampe über dem Wohnzimmertisch, die Kaminecke. Erinnerungen und Zukunftsbilder vermischen sich zu einer einzigen grossen Sehnsucht, die alle Kameraden im «Kommando» verbindet: Die Sehnsucht nach Heim und Vaterland.

(Frei übertragen aus: «La vie des prisonniers.» La Croix-Rouge, Belgique.)

Un des nôtres n'est plus...

Dans un camp de prisonniers de guerre.

Le petit N. se sentait mourir doucement. Les médecins, qui l'avaient examiné, hôchaient la tête et gardaient peu d'espoir de le sauver.

Autrefois, Jean (maréchal-des-logis, de 22 ans) avait l'allure fière, la voix claire et tranchante, le geste décidé.

Tout cela était tombé dans la fièvre et la détresse qui le consumaient. Il était redevenu enfant avec des désirs imprécis et ce mal du pays qui le minait plus que la souffrance physique. Aux questions qu'on lui posait il répondait d'une voix molle et lente, d'une voix de lassitude.

O, sentir sa fin prochaine et être loin, si loin de sa patrie, de sa maman qui peut-être ne savait pas encore qu'il était gravement malade, qui jamais ne pourrait venir à son chevet dans cette pauvre baraque-hôpital perdue tout en haut de la Prusse Orientale!

Vivrait-il assez longtemps pour être rapatrié avec le train sanitaire que l'on annonçait chaque jour et qui ne venait pas? Pourrait-il tenir encore avec ses forces qui l'abandonnaient? Cette sensation horrible d'éloignement était la chose qui lui faisait le plus mal, qui hantait sa tropeur languissante, alors que de ses pauvres mains amaigries, il tenait son ventre emmailloté où les chirurgiens avaient fait une grande plaie pour tenter de guérir l'intestin malade.

Il gisait là dans son lit d'hôpital — une baraque laide aux fenêtres carrées obstinément fermées sur un soleil qui ne chauffait pas, entre ces draps durs d'un blanc presque bleu, dans cette atmosphère lourde où le poumon fatigué respirait avec peine tous ces miasmes pharmaceutiques.

Et les autres qui pouvaient encore travailler dans les bois fourrés de neige, malgré le gel féroce et le vent qui cinglait le visage!

Les premiers jours après l'opération, il avait pu se tenir soulevé sur son lit avec deux oreillers dans le dos et parfois, d'une voix faible, il demandait des nouvelles des camarades restés au camp.

L'état général pourtant ne s'améliorait pas et les médecins qui le visitaient chaque matin se regardaient pensivement et croyaient que l'issue fatale ne tarderait plus.

Quelques jours encore passèrent et le pauvre petit s'affaiblissait davantage. Le froid était devenu plus intense et la neige qui effaçait tout tendait sur la campagne infinie un immense suaire.

Le poêle que l'on chauffait au rouge pour maintenir une chaleur suffisante aux malades, alourdissait l'air et provoquait des nausées douloureuses.

De l'air il n'y en avait pas. La température extérieure était trop glaciale et il était dangereux d'ouvrir ces pauvres petites fenêtres aux vitres gercées.

Toutes sortes de visions hantaient maintenant son esprit halluciné- prêt à vaciller comme une lampe dont l'huile est épuisée. Il

voyait le visage de son père sur le seuil de la porte, sa mère attristée penchée sur son lit d'agonisant, sa sœur qui cousait à la machine en retenant ses larmes... Et puis ses camarades du Stalag dont les figures commençaient déjà à s'estomper...

Le matin, l'aumônier était venu et l'avait réconforté avec de douces paroles. Il avait accepté de se confesser et le prêtre avait été troublé d'entrendre l'aveu d'une âme d'élite.

Quelquefois, il lui prenait des envies de sortir de ce lit, de se croire guéri, de rejoindre ses compagnons, de chanter avec eux quelque chanson du pays qui lui rappelait son village.

Il savait bien que c'était impossible! Et sa tête retombait de côté, sur l'oreiller blanc qui avait été renouvelé pour lui donner un semblant de fraîcheur.

Des heures et des heures passèrent encore... Lui, immobile, n'essayait plus de réagir devant les pensées fantômatiques qui l'assaillaient.

Il voulut dire un mot; aucun son ne s'échappa de ses lèvres à peine entr'ouvertes. Il voulut soulever la main dans un geste qui devait signifier quelque chose; elle retomba mollement sur le drap, tandis que ses yeux chaviraient... Un sourire très pâle et très beau éclaira son visage aminci. C'était sont tout dernier adieu...

Personne ne s'était aperçu de rien. A l'autre bout de la chambre silencieuse, l'infirmier de service, occupé à ranger des instruments, ne se doutait pas encore que tout était fini.

Dehors, ce soleil rouge qui ne chauffait pas et ce vent éperdu qui gémissait sur la route...

Hilfsaktionen für Kriegsgefangene

Abgeschnitten von der übrigen Welt, ganz auf sich selbst angewiesen, verbringt der Kriegsgefangene seine Tage. Nichts unterbricht die Eintönigkeit des Lagerlebens, fern von der Heimat, von seiner Familie, lebt er in Ungewissheit über deren Schicksal und verfällt, wenn ihre Nachrichten lange ausbleiben, in vollständige Mutlosigkeit, die sich allmählich bis zu der mit Recht so gefürchteten Stacheldrahtpsychose entwickelt. Wie gross ist dann die Freude, wenn endlich eine Nachricht, ein Paket aus der fernen Heimat im Lager eintrifft. Wie dankbar empfängt der Gefangene die Briefe, die ihm in der vertrauten Sprache seiner Heimat über das tägliche Leben seiner Lieben berichten; wie freut er sich über die Gabe, die ihm ein greifbarer Beweis für die Anhänglichkeit der Angehörigen, der Freunde und Mitbürger ist. Mit solcher Post kommt die Heimat zu ihm, er weiss, sie hat ihn nicht vergessen.

Anlässlich der Internationalen Rotkreuz-Konferenz im Jahre 1907 im Haag schuf man die allgemeinen Grundlagen für die Behandlung der Kriegsgefangenen. Schon im letzten Weltkrieg wurden die festgelegten Bestimmungen allgemein befolgt und durch Private und wohltätige Institutionen unermüdlich an deren Durchführung gearbeitet. Allein nur der Einzelinitiative überlassen, mussten die Bemühungen allzu oft an fast unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern. Es erwies sich, dass eine fruchtbare Tätigkeit nur dann zum Nutzen der Gefangenen ausgeübt werden kann, wenn sie auf allgemein verbindlichen Bestimmungen aufgebaut ist, weshalb man zur Revision und Erweiterung der Haager Akte schritt und das «Genfer Abkommen über die Behandlung der Kriegsgefangenen» im Juli 1929 schuf.

Bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hat das Internationale Komitee für die nicht ausschliesslich der Kriegsgefangenenzentrale zukommenden Aufgaben schon in den ersten Kriegsmonaten eine Abteilung für Hilfsaktionen aufgebaut, der die Uebermittlung von Hilfssendungen an die Kriegsgefangenen und Zivilinternierten zufiel.

Seit dem Jahre 1940 nahm die Zahl der Kriegsgefangenen ständig zu, so dass es notwendig wurde, die immer wachsende Arbeitslast der Abteilung für Hilfsaktionen, d. h. die Entgegennahme, Einlagerung und Weiterbeförderung der Waren und alle damit verbundenen Hilfstätigkeiten auf verschiedene Sektionen zu verteilen.

Um die für den Gefangenen so unentbehrliche geistige Entspannung und seelische Stärkung bemüht sich die *Sektion für intellektuelle Hilfe.*

Sollte die Zentrale in Genf in ihrem Wirken nicht behindert sein, so musste sie notwendig ihr Augenmerk auch auf die Regelung der Transportmöglichkeiten lenken. Um alle damit zusammenhängenden Fragen möglichst rasch und sachgemäss behandeln zu können, erwies es sich sehr bald als dringend notwendig, eine *Abteilung für Seetransporte* ins Leben zu rufen.

*

Das Tätigkeitsfeld der Abteilung für Hilfsaktionen.

Der spanische Bürgerkrieg bot dem Internationalen Komitee zum ersten Mal Gelegenheit, auf Grund der im Weltkrieg gesammelten Erfahrungen einen Hilfsdienst zu organisieren, der beiden Kriegsparteien im gleichen Masse nützlich sein sollte. Man konnte hier erstmals die eingehenden Geld- und Warensendungen an einer zentralen Stelle sammeln, verteilen und den Gefangenen zukommen lassen. Der Ausbruch des neuen europäischen Krieges, der sich nur allzubald zum Weltkrieg auswachsen sollte, stellte das Internationale Komitee vor die nicht kleine Aufgabe, die in Spanien begonnene Tätigkeit in grossem Ausmass weiterzuführen, denn fast sämtliche kriegführende Staaten nehmen die Dienste der Genfer Institution in Anspruch. Die Regierungen, nationalen Rotkreuz- und sonstigen Hilfsgesellschaften von etwa 60 Staaten haben allein in der Zeit vom Oktober 1940 bis März 1943 dem Internationalen Komitee 122'321'879 Kilo Waren zum Weiterversand anvertraut. Dazu kommen über eine Milliarde Schweizer Franken, die zum Wareneinkauf verwendet worden sind.

Die aus aller Welt stammenden Liebesgaben treffen teils als Massengüter, teils fertig verpackt in den sogenannten Standardpaketen in der Schweiz ein. Von hier aus erfolgt der Weitertransport dieser *Kollektivsendungen* an die Vertrauensmänner der Lager (der Vertrauensmann ist der Vertreter der Kriegsgefangenen, er wird aus ihrer Mitte von ihnen selbst gewählt). Die Verteilung der eingegangenen Spenden nimmt ebenfalls der Vertrauensmann vor; dabei beachtet man entweder das Prinzip der Gleichberechtigung für alle oder man gibt dem am wenigsten Begünstigten den Vorzug.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass schon oft die Frage aufgeworfen wurde, ob es richtig sei, Private zur Absendung von *persönlichen Paketen* anzuregen. Es gibt Länder, die fast ausschliesslich diese Art der Versorgung ihrer Gefangenen anwenden; sie erspart ihnen die Mühe, selbst eine zweckdienliche Organisation zu schaffen und hat dazu den Vorteil, dass sie die gelockerten Bande zwischen dem Gefangenen und der Heimat

---

Feuilleton

Keir Smith wird krank*)

Einführung.

Die ersten Kapitel des Buches behandeln das Leben des jungen Bauarbeiters Keir Smith vor seiner Erkrankung. Der fleissige, strebsame und von Ehrgeiz erfüllte junge Mann arbeitete sich rasch zum Vorarbeiter empor. In der Freizeit studierte er fachtechnische Bücher, lebte sehr zurückgezogen und sparte jeden Schilling, den er entbehren konnte. Als er die anmutige Sybille Kelsey kennen lernte, besass er nicht nur die Aussicht, Teilhaber seiner Baufirma zu werden, sondern er befand sich auch in der Lage, für Sybille und sich ein hübsches Heim einzurichten. Den Höhepunkt des gemeinsamen Glücks bedeutete der Kauf eines kleinen Grundstücks und der Bau eines Häuschens kurz nach der Geburt ihres Kindes Joanna-Mary. Eine sorgenfreie Zukunft scheint nun vor Keir Smith und seiner Familie zu stehen. Da stirbt der ihm gewogene Seniorchef der Baufirma, und dessen Erben verzichten auf Keir Smiths Teilhaberschaft. Tiefschürfende Enttäuschung und eine Erkältung werfen den jungen Mann aufs Krankenlager. Nur langsam erholt er sich und nimmt mit Mühe seine Arbeit wieder auf. Doch wiederum greift das Schicksal hart in dieses Leben.

*) Fragmente aus dem Roman «Keir baut Sybille ein Haus», von Warwick Deeping. Carl Schünemann Verlag, Bremen.

Obwohl Keir von Montag an in frischer Luft arbeitete, besserte der Husten sich nicht. Zunächst bemühte er sich, ihn nicht zu beachten und sich einzureden, es handle sich nur um eine Nachwirkung der Grippe, die mit Eintritt wärmerer Witterung vergehen würde. Es wäre der übliche Winterhusten, unter dem ja Dutzende von Arbeitern zu leiden hätten. Aber innerlich fürchtete Keir sich vor seinem Husten. Von Tag zu Tag verstärkte sich bei ihm die Ueberzeugung, dass es sich nicht nur um eine Reizung des Kehlkopfes und der Luftröhre handle, sondern dass die Krankheit tiefer in seiner Brust sässe. Wenn er auf dem Rad einen Hügel hinauffuhr oder wenn er eine Leiter hinaufstieg, versagte ihm der Atem. Er empfand keine Schmerzen, sondern nur ein gewisses Unbehagen in der Lunge, als hätte sich irgend etwas Krankhaftes in seiner Brust festgesetzt, das ihn langsam verzehrte. Der Auswurf wurde stärker, und bisweilen begab er sich in den Waschraum, um sich den Auswurf zu betrachten. Er sah grün und schleimig aus. Auch nachts wurde er vom Husten aufgeschreckt. Vergeblich versuchte er, ihn zu unterdrücken, um seine Frau nicht zu stören.

«Du musst unbedingt Doktor Gibson aufsuchen, Keir.»

«Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Sobald der Frühling kommt, vergeht der Husten ganz von selbst.»

Sein Appetit liess nach. Sobald er etwas gegessen hatte, stieg ihm das Blut in den Kopf, und er hatte das Gefühl, als drücke etwas gegen seine Rippen. Er spürte den Schlag seines Herzens. Er wurde sich seines Körpers krankhaft bewusst und fing an, sich ständig zu